

TOCHTERFRAU
SOHNE MANN

PARTEI • BERUF

UND ZUHAUSE

Welchen Unterschied gibt es eigentlich zwischen dir und einer Spatzenmutter, habe ich mich manchmal gefragt, wenn mein Arbeitstag aus Kinder wecken und anziehen, Essen zubereiten, Geschirr spülen, Wäsche reinigen, Zimmer putzen bestand. Fortwährend tätig, über Augenblicke des Alleinseins und der Ruhe glücklich, am Abend mit leeren Händen dasitzend: Was habe ich denn nun den ganzen Tag über getan? Nicht mehr als die Spätzin: Die Jungen zufriedengestellt – und manchmal nicht einmal das. Fertig war ich mit meiner Arbeit im Haus ohnehin selten.

4 MÄNNER

Den Nicht-Wert meiner Arbeit glaubte ich allmählich vor mir selbst begründen zu müssen. Meine Fähigkeiten als Köchin reichen gerade so weit, daß Familie und (seltene) Gäste wohl nahr- und schmackhaft, nicht aber phantasievoll oder raffiniert verköstigt werden; Handarbeiten kann ich nicht (es reicht so eben zum Ausbessern von Kleidung und Wäsche); Putzen halte ich für ein notwendiges Übel, Staub kann ich ganz gut liegen sehen; Bügeln ist nach meiner Meinung bei den meisten Wäscheteilen entbehrlich, da sie ohnehin bald wieder benutzt werden, Tisch- und Bettwäsche kommt zur Heißmangel.

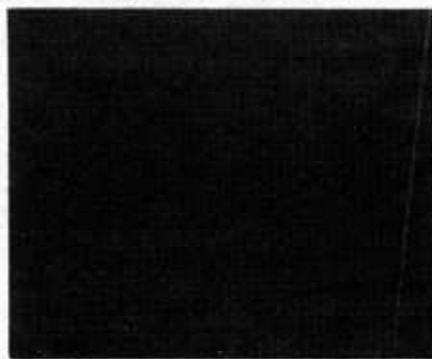
Zwischen Bewunderung und Neid, aber auch zwischen Überheblichkeit und Minderwertigkeitsgefühlen schwankte mein Urteil über andere Mütter. Wie die ihren Haushalt im Griff hatten! Was die nicht alles stricken, häkeln, sticken, knüpfen, basteln konnten! Wie fabelhaft die ihre Gäste bewirteten! Oder war's mein Spott über so beschriebene Phantasiemütter der Werbebranche?

Über das, was ich als Erzieherin meiner drei Söhne leistete, bekam ich ja „mein Zeugnis“ ohnehin. Besuch von Elternabenden in der Schule, Gespräch bei Lehrersprechstunden, Tätigkeit als Elternvertreterin, Lektüre bildungspolitischer Ausführungen von Ministerien, Abgeordneten, Lehrerstandesorganisationen machten oft genug deutlich: Mutter hat versagt, wenn's in der Schule nicht klappt! Entweder hat sie nicht genug oder aber zuviel auf die Erledigung von Hausaufgaben gedrängt. Entweder hat sie es falsch gemacht, weil sie ihr Kind dabei allein gelassen hat oder weil sie sich danebensetzte und half. Entweder hat sie sich alle Noten des Kindes melden lassen, oder sie hat gar nicht danach gefragt, ob Arbeiten geschrieben wurden. Entweder hat sie sich und ihr Kind am Klassennotendurchschnitt orientiert oder ihn ignoriert. Entweder hat sie sich zuviel um die Klasse insgesamt und zu wenig um ihr Kind selbst gekümmert – oder umgekehrt. Wie und wo und was es sei: Mutter ist schuld! Ich – wie Millionen Mütter – kann mir aussuchen, was denn wohl jeweils auf die eigene Situation und aufs eigene Kind zutrifft: Jahr für Jahr, von Zeugnis zu Zeugnis, von Versetzung zu Versetzung.

Die ersten Schritte „heraus aus dem Haus“ an die Öffentlichkeit machte ich durch Tätigkeit im Elternbeirat, zunächst in der Grundschule, später im Gymnasium. Rasch gab es Ärger, denn: Lehrer, schon

gar in Diensten ergraute Grundschullektoren, mögen es nun mal nicht, wenn über den Kleinkram des täglichen Schulalltags an bildungspolitischen Grundfesten gerüttelt wird. Schulgesetz ist Schulgesetz, Verordnung ist Verordnung, Erlaß ist Erlaß: Der Liebe Gott weiß alles, der Lehrer weiß alles besser! Die Eltern haben gefälligst nur das „Schülermaterial“ zu stellen, sprich: Kinder in die Welt zu setzen, die später zur Schule gehen, und diese dann zum Lernen anzuhalten (s.o.).

Zebrastreifen und Ampelsicherung an Schulwegen (sicherlich wichtig, aber Aufgabe der Verkehrsbehörden), Schullandheimaufenthalt, Klassenfahrten und Elternspende (zur Anschaffung von Unterrichtsmaterialien, die vom Schulträger nicht finanziert werden) sind Themen, die hierzulande dem Elternbeirat zugeordnet werden. Fragen zu Lehrinhalten und -methoden, Schülerklassenstärken und Lehrerzahlen, Überstundenleistung und Stundenausfall sind der Kompetenz der Eltern entzogen. Ihre Stimmen werden allenfalls dann benötigt, wenn es gilt, tatsächlich einmal eine Willensäußerung (moderat, bitte schön, nicht fordernd) an Schulamt oder Kultusministerium auf den Weg zu bringen. „Politik gehört nicht in die Schule!“ – Äußerung aus Elternmund, von Lehrern sekundiert. Nach einigen Jahren reichte es mir, gegen Wände von Arroganz und Ignoranz anzurennen.



Spaß gemacht hat dagegen die Tätigkeit im Arbeitskreis Grundschule, einer Eltern- und Lehrerinitiative. Hier fand ich sie – Eltern und Lehrer, die um der Sache willen (damals vor allem „Aktion kleine Klasse“) miteinander für bessere Lern- und Lehrbedingungen kämpften: Mit Informationsabenden, Demonstrationen für kleine Klassen, Podiumsdiskussionen, Flugblattaktionen (u.a. für mehr Elternrechte im neuen Schulgesetz Baden-Württembergs). Hier spürte ich Engagement, Arbeitswillen; hier zählte jeder Beitrag, den die und der Einzelne leisten konnte.

Mein bildungspolitisches Engagement (u.a. durch Beiträge im örtlichen Gemeindeblatt dokumentiert) fiel auf; ein

SPD-Stadtrat sprach mich an: Ob ich interessiert sei, für die SPD für den Gemeinderat zu kandidieren? Gesagt – getan; ich sprang hinein ins kalte Wasser. Es fror mich oft seitdem.

Ich enttäuschte die Genossen, denn die Wähler wählten mich nicht in den Gemeinderat ihres 22.000-Einwohner-Städtchens. 39 Jahre war ich damals. Wenig später trat ich in die SPD ein, am 1. Mai 1975, trotz alledem. Ich glaubte ja, daß ich mit Engagement, Einfällen und Arbeitswillen einen Beitrag leisten könnte für die Sozialdemokratie, für ihr Ziel einer gerechten, freiheitlichen Demokratie.

Bald übernahm ich Funktionen, leitete den Arbeitskreis Kommunalpolitik, war stellvertretende Ortsvereinsvorsitzende, zwischendurch Kreisschriftführerin und Vorstandsmitglied im Kreisverband, engagierte mich bei der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen (ASF). Ich gestaltete Mitgliederabende, besuchte Konferenzen und Seminare, war Delegierte, initiierte und formulierte Anträge zu Parteitagen, startete Aktionen (u.a. gegen Kriegsspielzeug, für Einrichtung einer Kindertagesstätte), sammelte Unterschriften (Frauen für den Frieden). Ich machte so gut wie jede Aktion mit, Infostände, Straßenwahlkämpfe, Hausbesuche, Podiumsdiskussionen.

Die Arbeiterwohlfahrt klopfte an: Ob ich einen Ortsverein der AWO gründen würde? Okay! – Es gelang; fünf Jahre lang war ich Vorsitzende dieses Vereins; die Mitgliederzahl stieg langsam, aber stetig. Neuer Kommunalwahlkampf – diesmal hatte ich Erfolg: 1980 wählten mich die Bürger in den Gemeinderat, 1981 rückte ich in den Kreistag nach. Folgen: Sitzungen, Sitzungen, Sitzungen – oft bis spät in die Nacht – in Gremien, Ausschüssen, Fraktionen, Mitgliederversammlungen, auf Konferenzen; dazu Antragsarbeit, Presseberichte, Artikel für die eigene Ortsvereinszeitschrift.

Was das alles mit Mutter-Sein zu tun hat? Alles und nichts! Ehemann und Söhne lernen nach und nach, die Rolle der Ehefrau und Mutter, die sie „außerhalb des Hauses“ übernommen hat, zu akzeptieren. Sie unterstützten diese Arbeit, sei es durch Erledigen häuslicher Arbeiten, sei es durch Mithilfe bei Aktionen (ohne Parteimitglieder zu sein). Aber: Es geht nicht ohne Vorwürfe und Reibereien ab. Die vier „Männer“ fühlen sich vernachlässigt, belästigt durch Fremde, die ins Haus kommen, belastet durch die gereizte Stimmung, die aufgrund der Vereins- und Partearbeit durch die Mutter ins Haus getragen wird, ja, sie erleben auch Enttäuschungen

SOHNE MANN

hautnah mit. Die Familie empfindet sich als Nebensache – sie, die doch für eine Mutter die Hauptsache sein soll!

Und ich selbst? Wie empfinde ich mein Leben jetzt? Tatsächlich, die Familie ist nicht Hauptsache, sondern eine von mehreren Aufgaben – Pflichtaufgaben, die ich mir gegeben habe.

War schon vor meiner außerhäuslichen Tätigkeit Hausarbeit nur eine Art notwendiges Übel, so schrumpft sie jetzt nochmals auf ein Minimum zusammen. Das Formulieren von Briefen, Anträgen, Presseartikeln, das Vorbereiten von Versammlungen und Aktionen – das alles hielt ich nun für viel sinnvoller als die Spatzentätigkeit des Familie-Satt-Machens und Haus-in-Ordnung-Haltens.

Natürlich ahnte ich, daß ich damit wohl nur das Gefühl der Ohnmacht zu kompensieren versuchte. Das gelang ja auch zeitweilig. Dann, wenn ich so etwas wie Erfolg hatte, beachtet wurde, Wirkung erzeugte – durch forsches Auftreten und flotte Rede, Herausforderungen für meine Umwelt, inner- wie außerparteilich („Das Weib schweige in der Gemeinde“!). Nicht etwa, daß ich mir dadurch Freunde machte – im Gegenteil. Mehr noch als bei Männern (und Genossen) eckte ich bei Frauen (und Genossinnen) an. Das bekümmerte mich nicht sonderlich, aber es nervte mich dann, wenn die Sache selbst darunter leiden mußte wegen dümmlicher Querelen und Reaktionen.

Januar 1979 kehrte ich ins Berufsleben zurück, nach 17-jähriger Unterbrechung, ganz unten auf der beruflichen Stufenleiter; anknüpfen an einmal Geleistetes konnte ich kaum. Trotzdem durfte ich von Glück reden: Mit 43 Jahren einen Job zu bekommen nach so langer Berufspause, die Chance hatte nicht jede. Aber es hieß auch, beweisen zu müssen, daß die Erwartungen erfüllt wurden. Unsicher, ängstlich wie vor vielen Jahren beim Antritt meiner ersten Stellung ging ich wieder „ins Büro“, rasch deprimiert, wenn mir Fehler unterliefen. Konnte ich eigentlich überhaupt noch etwas?

Äußerlich sah das hingegen ganz prächtig aus: Berufstätige Mutter von drei Söhnen, verheiratet, AWO-Vorsitzende, SPD-Funktionärin, später Mandatsträgerin. „Wie schaffst Du das bloß alles?“ fragten mich Frauen; Lob und Anerkennung kam von (einigen) Männern, Motto: „Alle Achtung!“. Mein nicht sonderlich hohes Gehalt läßt im-

merhin einen gewissen Wert meiner Arbeit erkennen, es trägt zum Familieneinkommen bei, läßt uns großzügiger planen (und ausgeben). Erstmals nach 17 Jahren kann ich Geschenke für meinen Mann von „eigenem Geld“ kaufen. Die Arbeit daheim im Haushalt teilen sich alle Familienmitglieder; jede/r macht alles und kann es auch. Die Jungen sind selbständiger geworden und selbstbewußt.

Privatleben und Freizeit jedoch bleiben auf der Strecke. Es nagt der Zweifel: Ist das richtig, was du machst? Vorwürfe zuhause: Wann hast Du einmal Zeit für Deine Familie? Die Partei ist Dir wichtiger als wir!

Vorgänge in der Partei belasten und machen mich wütend, provozieren mich zu Briefen und Telegrammen an Landes- und Bundesvorstand, zu Resolutionen und Stellungnahmen in Mitgliederversammlungen. Oft habe ich die Mehrheit der Mitglieder hinter mir, auch dann



noch, als ich nicht mehr Vorstandsmitglied bin, mich für Funktionärsaufgaben nicht mehr zu Verfügung stelle.

Bei beiden Bonner Friedensdemonstrationen bin ich dabei, im Oktober 1981 und Juni 1982, zuletzt mit meinen beiden ältesten Söhnen. Teilnahme an örtlichen Friedenswochen im November 1981 und 1982, Initiierung und Organisation eines Arbeitskreises Friedenspolitik in der SPD, Anregung einer Beitragsserie „Forum Frieden“ in der Ortsvereinszeitschrift, friedenspolitische Anträge seit 1977 – der Schwerpunkt meiner politischen Arbeit ist klar. Überhaupt nicht klar ist mir, wie ich meine Arbeitskraft aufteilen soll. Kommunalpolitik muß sein (Mandatsverpflichtung). Friedenspolitik ist überlebenswichtig; hier müßte ich viel, viel mehr tun. Der Berufsalltag ist unbefriedigend, wenn auch nicht anstrengend, Weiterbildung für ei-

nen beruflichen Neuanfang ist in weite Entfernung gerückt mangels Zeit (und Finanzen).

Umzug mit Ortswechsel im Frühjahr 1983. Zwei Jahre lang haben meine vier Männer (immerhin sind die Söhne inzwischen 16, 18 und 20 Jahre alt) in Eigenarbeit ein Haus gebaut; noch ist es nicht fertig, aber wir ziehen ein, behelfen uns mit Provisorien. Mein Gemeinderatsmandat erlischt (ich traure ihm nicht nach), den AWO-Vorsitz hatte ich schon ein Jahr zuvor abgegeben. Im Augenblick beschränke ich mich auf meine Kreistagsarbeit.

Wie schön, abends (nach einstündiger S Bahn- und Busfahrt von Stuttgart her) vom Büro heimkommen zu können, ohne sofort wieder nach Akten oder Sitzungsunterlagen greifen und zum nächsten Termin hasten zu müssen! Welche Ruhe beim Abendbrotessen und am Wochenende, welche Zeit, sich unterhalten und diskutieren zu können, ohne Blick auf die Uhr oder Gedanken an noch zu schreibende Briefe, Artikel, Stellungnahmen, Anträge! Hat der Rückzug ins Private begonnen?

Schwerlich, so wie ich mich kenne. Die tagespolitischen Sprengsätze (von der großen „Wende“ in der Bundespolitik will ich gar nicht reden) drohen viel zu sehr.

Habe ich darum meine Kinder geboren und großgezogen, daß sie als Menschenmaterial für sinnlose Kriege geopfert werden? Wenn Mütter für den Frieden demonstrieren, überall in der Welt, denken sie immer auch an die Mütter der „anderen Seite“ – gleich, welcher Nationalität und Rasse – und hoffen mit ihnen auf ein Ende von Rüstungswahnsinn und Kriegsschulung, auf ein Ende in Frieden, nicht in Selbstvernichtung.

Meine Söhne haben Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer gestellt. Ich unterstütze sie. Ich sehe ihnen damit geäußerten Willen zur friedlichen Koexistenz aller Völker als einen Beweis für kritisches Denken und Gerechtigkeitsgefühl. Sie sind keine Mitläufer, und darauf bin ich stolz.

War's am Ende doch mehr als nur die Tätigkeit einer Spatzenmutter? Ist die Saat der Erziehung aufgegangen?

Edith Bensing-Horn